

Die Grenzen eines asymmetrischen Paralleldiskurses „autonomer“ und „naturalistischer“ Ethiken

HERMANN SAUTTER*

Rezension zu Karl Homann (2014): Sollen und Können. Grenzen und Bedingungen der Individualmoral, Wien: Ibero Verlag/ European University Press.

Mit dieser Veröffentlichung versucht der Autor, von ihm „lange gehegte und immer wieder mal kurz und verkürzt formulierte Ideen (...) weiter auszuarbeiten“ (S. 201). Sie beziehen sich auf die Integration zweier unterschiedlicher Ethik-Modelle, von denen der Autor sagt, man verstehe sie weithin als Antagonismen. Das sei ein Irrtum, meint Homann. Er hält beide Modelle für unverzichtbar und für integrierbar, wobei man allerdings bedenken müsse, dass sie das Phänomen ‚Moral‘ aus völlig unterschiedlichen Perspektiven in den Blick nehmen. Das bedeute, dass man aus der jeweils einen Perspektive der anderen nicht vorwerfen dürfe, sie sei ‚begrenzt‘ (was Homann allerdings nicht daran hindert, in weiten Teilen dieser Veröffentlichung am ‚Standardmodell‘ einer ‚autonomen Ethik‘ harsche Kritik zu üben, während die Kritik an dem von ihm präferierten Modell einer „naturalistischen Ethik“ vergleichsweise zahm ausfällt).

Beim ‚Standardmodell‘ handelt es sich nach Homanns Darstellung – die hier nur sehr verkürzt wiedergegeben werden kann – um eine Ethik-Tradition, die im Wesentlichen von Kant und seinen ‚Mainstream‘-Interpreten bestimmt wird. ‚Gründe‘ seien es demnach, die den Einzelnen zum moralischen Handeln motivierten, und diese ‚Gründe‘ seien unangreifbar, eben ‚autonom‘. Sie blieben auch dann ‚gültig‘, wenn es nicht möglich sei, in ihrem Sinne zu handeln. Das fehlende ‚Können‘ ändere grundsätzlich nichts am moralischen ‚Sollen‘. Die ganze Last der moralischen Verantwortung habe hier das Individuum zu tragen. Deshalb sei die ‚autonome Ethik‘ im

-Diskurs kennt neben ‚Gründen‘ und ‚Vorteilen‘ – die im Zentrum von Wesentlichen eine *Individualethik*. Ihre typischen Argumentationsfiguren seien Appelle, Schuldzuweisungen und Aufforderungen zur ‚moralischen Aufrüstung‘.

Es ist offensichtlich, dass Homann dieses ‚Standardmodell‘ so präpariert, dass es sich besonders gut für seine Kritik eignet. Der Ethik Homanns Argumentation stehen – viele andere Formen einer Motivation zum moralischen Handeln (vgl. Gosepath 1999). Doch ohne Zweifel bietet das von Homann präparierte ‚Standardmodell‘ ein hervorragend geeignetes Kontrastbild zu dem von ihm präferierten Ansatz.

Diesen nennt er eine „naturalistische Ethik“ (S. 25). Der Begriff ist nicht im naturwissenschaftlichen Sinne zu verstehen. Vielmehr werden darunter einzelwissenschaftliche

* Dr. Hermann Sautter, Prof. a. D., Georg-August Universität Göttingen, Mühlspielweg 18, D-37077 Göttingen, Tel.: +49-(0)551-24847, Fax: +49-(0)551-25627, E-Mail: Hermann.Sautter@gmx.de, Forschungsschwerpunkte: Wirtschaftsethik, Internationale Ordnungspolitik.

Ansätze subsumiert, wie etwa Ansätze der Biologie, Hirnphysiologie, Psychologie, Soziologie und Ökonomik. Homann greift auf die Ökonomik zurück, die er im Sinne Gary Beckers als allgemeine Verhaltenswissenschaft versteht. Ökonomisch interpretiert ist das individuelle Handeln immer vorteilsorientiert, und es vollzieht sich in interdependenten Zusammenhängen. Diese lassen sich – so Homann – am besten als ein ‚Gefangenendilemma‘ modellieren. Dieses Modell macht deutlich, dass individuelles moralisches Handeln immer durch andere Akteure ausgebeutet werden kann. Ein rationaler, vorteilssuchender Akteur („Homo oeconomicus“) kann darauf aus Homanns Sicht nur mit einer ‚präventiven Gegenausbeutung‘ antworten. Darin eine moralische Untugend zu sehen, wie es eine ‚autonomen Ethik‘ nahelegt, wäre aus der Sicht der ‚naturalistischen Ethik‘ völlig abwegig, denn Niemandem sei auf Dauer ein Handeln gegen die eigenen Vorteile zuzumuten. Moralisch wünschenswerte Ergebnisse sind aus dieser Sicht nur durch institutionelle Arrangements möglich, die eine Ausbeutung der individuellen Moral verhindern. Solche Arrangements können darin bestehen, dass sie entweder ein ‚Gefangenendilemma‘ etablieren (exemplarisch im privatwirtschaftlichen Wettbewerb) oder es aufheben (exemplarisch bei der Bereitstellung öffentlicher Güter). ‚Ethik‘ müsse deshalb vorrangig eine *Ordnungsethik* sein, die aufzeigt, unter welchen institutionellen Bedingungen moralisch wünschenswerte Handlungsergebnisse möglich sind – bei vorausgesetztem individuellem Vorteilsstreben aller Akteure. Die Ordnungsethik klärt das ‚Können‘, ohne das jedes moralische ‚Sollen‘ eine lebensfremde Idee wäre.

Die Darstellung dieser „naturalistischen Ethik“ ist im Wesentlichen eine Zusammenfassung und Präzisierung von Gedanken, die Homann in vielen früheren Veröffentlichungen entfaltet hat. Wer diese früheren Arbeiten des Autors noch nicht kennt, lernt hier eine ganz andere Art ethischer Reflektion kennen, als sie die ‚autonome‘ Ethik bietet, und für ein volles Verständnis des moralischen Handelns enthält dieser ‚naturalistische‘ Ansatz wertvolle Hinweise. Ihm sind, zusammen mit der Kritik am ethischen ‚Standardmodell‘, fünf von sieben Kapiteln dieses Buches gewidmet.

Im siebten und letzten Kapitel will der Autor die beiden Ansätze integrieren und damit seine „lange gehegten Ideen (...) weiter ausarbeiten“ (S. 201). Dies werde dadurch erleichtert, dass beide Ansätze von derselben Frage ausgehen: „Warum moralisch sein?“ (S. 220). Homann ergänzt diese Frage in seinem Sinne: „(...) wenn ich dann von anderen ausgebeutet werde“ (S. 216). Ein integriertes Verständnis von ‚Moral‘ müsse auf diese erweiterte Frage eine Antwort geben können. Das sei möglich, wenn der ‚autonome‘ Diskurs parallel zum ‚naturalistischen‘ geführt wird, wobei dieser *Paralldiskurs* symmetrisch sein müsse (vgl. S. 223, Fn. 406), und zwar auf allen Stufen der ethischen Urteilsbildung. Ethische Werte, Normen und Prinzipien müssten also sowohl aus der Sicht der ‚autonomen‘, wie aus der Sicht der ‚naturalistischen‘ Ethik reflektiert werden. Der ‚naturalistische‘ Ansatz diene nicht nur der Klärung von Anwendungsbedingungen ‚autonomer‘ ethischer Prinzipien und Werten. Darauf beschränke sich jede anwendungsorientierte ‚Bindestrich-Ethik‘ (Wirtschafts-ethik, Medienethik, Medizinethik usw.), die systematisch bei der Beantwortung der Frage scheitere, warum Menschen unmoralisch handeln. Vielmehr müssten auch die grundlegenden ethischen

Prinzipien und Werte ‚naturalistisch‘ (speziell: ökonomisch) ‚rekonstruiert‘ werden.¹ Dann erhalte man eine Antwort auf die Frage, welche dieser Werte und Prinzipien implementierbar seien und welche nicht. Was nicht implementierbar sei, weil niemand darin einen ‚Vorteil‘ sehe, könne auch nicht ‚gelten‘ (S. 224). Der ‚naturalistische‘ (ökonomische) Diskurs hat also bei Homann das letzte Wort (vgl. S. 244–247). Er, und nicht der ‚autonome‘ Diskurs, liefere eine Antwort auf die Frage, „warum moralisch sein, wenn ich dann von anderen ausgebeutet werde“ (216).

Es ist offenkundig, dass der so verstandene „Paralleldiskurs“ keineswegs symmetrisch ist. Es wird *ausgeschlossen*, dass die gegebenen *Vorteile* aus der Sicht der „autonomen“ Ethik infrage gestellt werden können. *Infrage gestellt* werden nur die moralischen *Werte* und *Normen* – einschließlich grundlegender Prinzipien wie ‚Freiheit‘, ‚Menschenwürde‘ und ‚Solidarität‘ – aus der Sicht ihrer vorteilsorientierten Implementierbarkeit. Diese *Asymmetrie* folgt aus einer normativen Prämisse. Alle Aussagen einer ‚autonomen‘ Ethik versteht Homann als eine „Heuristik“ oder „Suchanweisung“, die er abgrenzt von „dogmatischen“ Setzungen (vgl. S. 238). Der Begriff „Such-*anweisung*“ trifft nicht genau das, was Homann meint, denn dieser Begriff enthält noch einen Rest an Verbindlichkeit. Angemessener wäre es, wenn man „Heuristik“ im Sinne Homanns als einen moralischen *Impulsgeber* versteht, der eines jedenfalls nicht ist: eine ‚Prüfinstanz‘ für die jeweils vorfindbaren Vorteile. Der wiederholte Hinweis Homanns, er verwende einen ‚offenen‘ Vorteilsbegriff (auch wenn immer wieder von einer ökonomischen Deutung dieses Begriffs die Rede ist)², bestätigt die Weigerung, die jeweils vorfindbaren Vorteile einer ethischen Beurteilung zu unterziehen; bei einem ‚offenen‘ Vorteilsbegriff kann jeder Vorteil legitim sein. Doch wenn man auf eine Prüfung gegebener Vorteile – auf deren ethische Vertretbarkeit – grundsätzlich verzichtet, sollte man nicht für sich in Anspruch nehmen, ‚ethisch‘ zu argumentieren. Was eine Gesellschaft als ‚Vorteil‘ ansieht, verletzt möglicherweise grundlegende ethische Prinzipien. Von einer ‚Solidarität aller Menschen‘ kann beispielsweise nicht die Rede sein, wenn eine Nutzung natürlicher Ressourcen unter Missachtung aller Nachhaltigkeitsregeln als ‚Vorteil‘ gesehen wird (für viele Länder ein sehr reales Beispiel). Ein institutionelles Arrangement, das unter dieser Voraussetzung zustande kommt, ist ethisch gesehen äußerst fragwürdig.

Ethisch vorzugswürdige Institutionen können dann entstehen, wenn sich *ethisch qualifizierte* Vorteile im Prozess der Institutionenbildung durchsetzen. Ein *symmetrisch* durchgeführter *Paralleldiskurs* wäre durchaus in der Lage, diesen Prozess abzubilden. Man könnte etwa folgendermaßen argumentieren: Aus der Perspektive der ‚autonomen‘ Ethik wird das vorherrschende Verständnis von ‚Vorteilen‘ reflektiert und gege-

¹ Die Wortwahl von Homann ist nicht einheitlich. Er spricht von einer ‚Rekonstruktion‘, einer ‚Übertragung‘ und einer ‚Entsprechung‘ ‚autonom‘ verstandener Prinzipien, Werte und Ideale durch bzw. auf den und im ‚naturalistischen‘ Diskurs. ‚Solidarität‘ wird beispielsweise mit ‚Interdependenz‘ rekonstruiert, ‚Persönlichkeit‘ mit ‚individuelle[m] Humankapital‘ usw. (S. 225, Fn. 409).

² Homann schreibt: „Ökonomische Vorteilserwartungen bleiben das Fundament aller Moral, die über längere Zeit stabil bleiben soll“ (S. 232, Fn. 424). Sowie: Auf das „ökonomische Fundament der Moral“ kann „keine Moral verzichten“ (vgl. S. 262). Um jede Unklarheit zu beseitigen, wird hier B. Brecht zitiert: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“ (S. 262, Fn. 460).

benenfalls korrigiert. Eine veränderte Gewichtung von Vorteilen macht die Errichtung von Institutionen möglich, die eine Ausbeutung des individuellen moralischen Handelns im Sinne der ursprünglichen ethischen Werte verhindern. Das moralische ‚Können‘ wird also durch die Überzeugung eines moralischen ‚Sollens‘ beeinflusst; es ist keine *gegebene* Größe, die selektiert, ob ein ‚Sollen‘ gültig sein kann oder nicht.

Nach diesem Muster dürften nahezu alle *moralischen Fortschritte* erzielt worden sein. Die Überzeugung beispielsweise, dass ‚Folter‘ eine schwerwiegende Verletzung menschlicher Würde darstellt, hat nationale und internationale Regelsysteme entstehen lassen, die die Folterung unter Strafe stellen. Die Tatsache, dass die Strafverfolgungsbehörden sowie einflussreiche politische Interessengruppen vieler Länder (eines der Mutterländer der Demokratie eingeschlossen) in der Folterung einen ‚Vorteil‘ sehen und dementsprechend handeln, macht das Folterverbot nicht ungültig, sondern motiviert zu umso größeren Anstrengungen, es überall konsequent durchzusetzen. Diese Motivation dürfte umso stärker sein, je fester die Überzeugung von einer unantastbaren Menschenwürde im Bewusstsein der Menschen verankert ist. Wo darin ein ‚realer‘ Wert im Sinne des ethischen Realismus gesehen wird, dürften die Bemühungen um eine menschenwürdige Rechtsordnung sehr viel stärker sein als dort, wo ‚Ethik‘ lediglich als ein unverbindlicher Impulsgeber verstanden wird.

Es kann allerdings sein, dass nicht nur das ‚Können‘ unter dem Einfluss des moralischen ‚Sollens‘ verändert wird, sondern auch das ‚Sollen‘ in Anbetracht eines begrenzten ‚Könnens‘ *neu interpretiert* werden muss – der Fall, den Homann ausschließlich vor Augen hat. In diesem Fall führt nichts an einem *symmetrischen* Diskurs vorbei, bei dem sowohl ethische Prinzipien und Werte, als auch die Gesichtspunkte ihrer politischen, administrativen und ökonomischen Implementierbarkeit *gleichwertig* zur Sprache kommen.³ Er strebt Lösungen an, die den Aussagen einer ‚autonomen‘ Ethik *ebenso* gerecht zu werden versuchen, wie den auf die Implementierungsproblematik bezogenen Erkenntnissen der ‚naturalistischen‘ Ethik. Rawls (1975: 38f.; 68–71) nennt solche Lösungen ein „Überlegungsgleichgewicht“. Ein Diskurs, bei dem eine *gegebene* Implementierbarkeit von ethischen Werten bei einem *gegebenen* Verständnis von ‚Vorteilen‘ darüber entscheidet, welche ethischen Werte als ‚gültig‘ angesehen werden können und welche nicht, würde den Boden einer ernsthaften ethischen Urteilsbildung verlassen.

Homann sieht durchaus, dass in der Praxis ethisch vorzugswürdige Institutionen oftmals dann zustande kommen, wenn die Akteure der Institutionenbildung moralisch motiviert sind und deshalb ihr Vorteilskalkül aus der Sicht einer ‚autonomen‘ Ethik überprüfen (vgl. S. 176, Fn. 330). Die Bedeutung individueller moralischer Überzeugungen beim Prozess der Regelbildung (und darüber hinaus) wird also keineswegs geleugnet. Dies dürfe aber – so Homann – keinesfalls dazu führen, dass die Erkenntnisgewinne des ‚naturalistischen‘ Ansatzes aufs Spiel gesetzt werden. Die im ethischen ‚Standardmodell‘ reflektierte ‚Teilnehmerperspektive‘ der Institutionenbildung müsse streng von der im ‚naturalistischen‘ Modell reflektierten ‚Beobachterperspektive‘ unterschieden werden, weil man anderenfalls das ‚Standardmodell‘ (intentionales Handlungsmodell) „durch die Hintertür wieder einführen (würde)“ (ebd.). Beide Perspekti-

³ Habermas (1971: 137) spricht von einem „herrschafts-freien Diskurs“, bei dem nichts anderes zählt, als der „eigentümlich zwanglose Zwang des besseren Arguments“.

ven behandelten verschiedene Fragestellungen, seien aber „durchaus miteinander kompatibel“ (ebd.).

Offensichtlich ist der Autor hier vor allem an einer *Immunisierung* seiner ‚naturalistischen‘ Perspektive interessiert, und weniger an einer Erklärung realer Phänomene. Kann diese immunisierte Perspektive, wenn alle „Hintertüren“ geschlossen sind, erklären, was sie will? Ist sie in sich schlüssig, ohne dass irgendwelche Anleihen beim ‚*intentionalen Handlungsmodell*‘ der ‚autonomen‘ Ethik gemacht werden? Der Hinweis auf eine ‚Kompatibilität‘ ist hier irrelevant. Es geht nicht darum, ob beide Ansätze mit ihrer jeweiligen Erklärungskraft widerspruchsfrei und unabhängig voneinander bestehen können, also kompatibel sind (von einer Integration, die Homann anstrebt, könnte dann ohnehin nicht gesprochen werden). Es geht vielmehr darum, ob *allein* aus eine ‚Beobachterperspektive‘ heraus erklärt werden kann, wie ethisch vorzugswürdige Institutionen zustande kommen.

Homann meint, dies sei möglich, doch die von ihm angeführten Begründungen können nicht überzeugen. Er verweist auf den Ansatz der „ökonomischen Theorie der Politik, der eine moralischen Ergebnissen förderliche Rahmenordnung (...) als nicht-intendiertes Resultat von intentionalen, hier z. B. auf Machterhalt und Wiederwahl gerichteten Handlungen der Politiker erklärt“ (ebd.). Wenn der Wettbewerb um eine Wiederwahl oder um die Machtgewinnung dazu führen soll, dass eine ethisch vorzugswürdige Rahmenordnung entsteht, dann muss es dafür bei den *Wählern* eine Präferenz geben. Wenn an *keiner* Stelle des politischen Prozesses moralische Intentionen eine Rolle spielen, dann wird dieser Prozess auch nicht zur Etablierung einer „moralischen Ergebnissen förderlichen Rahmenordnung“ (ebd.) führen. Die ökonomische Theorie der Politik („*Rational-Choice*“-Ansatz) kennt nur eine normative Prämisse: die der Rationalität. Im Blick auf alle anderen Aspekte der Normativität ist sie indifferent (genauso wie Homann im Blick auf die Art der Vorteile). Es wäre eine völlige Verkenning dieses Ansatzes, wollte man von ihm erwarten, dass er ohne weitere normative Vorgaben die Entstehung einer moralisch gehaltvollen Rahmenordnung erklärt.

Auch andere Erklärungsansätze, die Homann erwähnt, kommen ohne normative Vorgaben nicht aus. In einer Weiterführung der Gedanken Homanns wird beispielsweise gefragt, wie auf einer „Meta-Meta-Ebene“ des ‚*Spieleverständnisses*‘ eine Einigung auf ethische gehaltvolle „Spielregeln“ („Meta-Ebene“) erreicht werden kann, damit auf der Handlungsebene (Spiele) ethische akzeptable Ergebnisse zustande kommen. Nach von Broock (2012: 149) sind dafür normative, gegenüber jedem Vorteilskalkül vorrangige „Orientierungspunkte“ notwendig, wie z.B. „Solidarität“ und „Anerkennung der Würde des Einzelnen und seines Selbstbestimmungsrechts“. Pies (2002: 32) verfolgt einen ähnlichen Ansatz und meint, dass allein schon „konfligierende Handlungsinteressen in einer Dilemmasituation ein gemeinsames Regelinteresse daran konstituieren“, das dann zur Überwindung dieser Dilemmata führe. In der Existenz von Konflikten die Grundlage ihrer Lösung sehen zu wollen, käme einer „Münchhausen“-Theorie der Konfliktbewältigung gleich.

Es zeigt sich demnach, dass allein aus der ‚Beobachterperspektive‘ des ‚naturalistischen‘ Ansatzes – d.h. ohne jeden Rückgriff auf moralische Intentionen – nicht schlüssig erklärt werden kann, wie ethisch vorzugswürdige Institutionen zustande kommen. Dies anzuerkennen, bedeutet keineswegs, dass die *Erkenntnisgewinne* des

„naturalistischen“ Ethikmodells verloren gehen, wie Homann befürchtet (vgl. S. 176, Fn. 330). Es bedeutet lediglich, anzuerkennen, dass dieses Modell nicht alles erklären kann, was ihm zugeschrieben wird. Es kann schlüssig erklären, warum die Individualmoral durch geeignete Regelsysteme gestützt werden muss, wenn sie nicht erodieren soll. Es klammert aber die Erkenntnis aus, dass die Bildung solcher Regelsysteme letztlich die Moralität derer widerspiegelt, die an ihrer Entstehung und Aufrechterhaltung beteiligt sind.

Nichts führt deshalb an der Erkenntnis vorbei, dass es zwischen einer Regelbildung (Institutionalisierung) und den individuellen Handlungen gesellschaftlicher Akteure eine *zweiseitige Beziehung* gibt: Moralisch qualifizierte Regeln *entstehen* aus moralischen Intentionen im Regelbildungsprozess, und diese Intentionen werden durch die geschaffenen Regeln *gestützt*. Dieser Zusammenhang ließe sich durch eine echte Integration des ‚autonomen‘ und des ‚naturalistischen‘ Ethikmodells problemlos darstellen. Homanns asymmetrischer Paralleldiskurs versagt dagegen beim Versuch einer Integration. Aber „*Sollen und Können*“ ist vielleicht nicht das letzte Buch, das der Autor geschrieben hat.

Literaturverzeichnis

- von Broock, M. (2012): Spielzüge – Spielregeln – Spielverständnis: Eine Investitionsheuristik für die soziale Ordnung, Marburg: Metropolis Verlag.
- Gosepath, S. (Hrsg.) (1999): Motive, Gründe, Zwecke. Theorien praktischer Rationalität, Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Habermas, J. (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: Habermas, J./Luhmann, N.: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt/M.: Suhrkamp, 101–141.
- Pies, I. (2002): Theoretische Grundlagen demokratischer Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik – Der Beitrag Walter Euckens, in: Ingo P./Martin L. (Hrsg.): Walter Euckens Ordnungspolitik, Tübingen: Mohr Siebeck, 1–35.
- Rawls, J. (1975): Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/M.: Suhrkamp.